

# Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Samstag, 8. Dezember.

1928.

(1. Fortsetzung.)

## Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Dem Gespräch wurde eine andere Wendung gegeben. Nach dem Essen überreichte Frau Glöckner dem Gast eine Marzipantorte, die er, ohne sich zu zieren, entgegennahm. Schon mehr als einmal hatte Herbert dem jungen Ehepaar Theaterkarten, die ihm sein Freund Walter Bindewald, zweiter Kapellmeister an der städtischen Oper, fast regelmäßig schenkte, zutreiben lassen; die Marzipantorte war wohl als kleine Gegenleistung gedacht. Frau Glöckner zeigte die Geschenke und ließ die beiden Herren dann allein, die sich bei einer Zigarette über berufliche Angelegenheiten unterhielten: beide waren an der gleichen Bank tätig.

Die Kaffeestunde zu dritt ging vorüber — die Diebstahlsgeschichte wurde mit seinem Wort mehr berührt, — zum Abendbrot stellten sich weitere geladene Gäste ein: ein älteres Ehepaar, Verwandte der Hausfrau, und ein junges Mädchen, das Herbert schon einmal bei Glöckner getroffen hatte, ein Fräulein Mirbel, die berufstätig war und ihre Mutter, die einst mal bessere Tage gesehen hatte, vollständig unterhielt.

Einige heitere Abendstunden vergingen wie im Fluge. Als Herbert dann nach seinem Weggehen von Glöckner durch die festlich belebten Straßen schlenderte und an einer Kreuzung verweilen musste, gewährte er auf der andern Seite einen kleinen, aber kräftig gebauten Herrn, der auf jemand zu warten schien. Wie ein Schlag durchfuhr es den aufmerksamen Beobachter. Der Mann von gestern abend, der *Velzdieb!* ... Aussehen, Kleidung, der finstere, bohrende Blick — alles stimmte.

Der Gefahr nicht achtend, wollte Herbert die Straße überqueren, ein Auto hinderte ihn daran. In diesem Augenblick winkte der kleine Herr da drüben einem vorbeifahrenden leeren Auto — offenbar hatte er den Verfolger entdeckt —, sprang hinein und fuhr davon. Herbert spähte ebenfalls nach einem Auto aus, hatte Glück und ließ sich zu dem Chauffeur, dem er Auftrag gab, dem Auto, das noch sichtbar war, nachzufahren; die Jagd begann.

Es ging über Brücken, Plätze, durch ein Gewirr von Straßen, mehr als einmal hob ein Sipo warnend den Arm. Jetzt kam der Verfolger näher, denn das erste Auto muhte abermals vor einem Lichtsignal stoppen.

„Schneller, damit wir den Wagen erreichen und, wenn möglich, überholen; ein gutes Trinkgeld ist Ihnen gewiß.“

Da wurde die Bahn freigegeben, das erste Auto sauste davon, aber nicht geradeaus, sondern verbotenerweise nach links, der Wagen mit Herbert wurde angehalten. Das Wild war entschlüpft.

„Wir haben wenigstens die Wagennummer“, schmunzelte der Chauffeur, Fahrlohn und Trinkgeld in die Tasche steckend.

Gewiß, das war ein Anhaltspunkt, und Herbert machte schon am nächsten Vormittag Gebrauch davon. Er ermittelte den Fahrer, der anfangs von nichts wußte, dann aber, unter Zusicherung einer Belohnung, die Straße nannte, in der er den Herrn abgezettet hatte.

„Er kann ja aber auch weitergegangen sein“, setzte er zögernd hinzu.

„Das heißt also, er ist weitergegangen. Wenn Sie mir sagen können, welches Haus er betreten hat, gebe ich Ihnen noch fünfzig Mark.“

Der Chauffeur kratzte sich den Nacken. „Hab' ich dann nichts mehr mit der Sache zu tun?“ fragte er.

„Nichts, ich verspreche es Ihnen.“

„Na, dann will ich es Ihnen sagen. Beim langsamem Weiterfahren — fahren konnte ich in der engen Straße nicht — sah ich den Herrn in der Gildengasse rechts in einem Hause verschwinden, zu dessen Eingang steinerne Treppen hinaufführten. Weil der Herr mir gesagt hatte, ich solle so rasch wie möglich fahren, war ich 'n bishchen neugierig geworden.“ Er wurde redseliger, nachdem er den Fünfzigmarkschein eingesteckt hatte, und berichtete noch, daß vor dem Hause eine Straßenlaterne stehe. „Es ist gleich rechts, Sie können nicht fehlgehen.“

Am nächsten Tage konnte Herbert das Ende der Geschäftszeit nicht abwarten. Er hatte Mühe, seine Gedanken zu konzentrieren, damit ihm bei seiner Arbeit kein Unheil widerfahre; zweimal ertrappte er sich — zum Glück noch rechtzeitig — über einem Rechenfehler.

Zehn Minuten nach fünf befand er sich auf dem Wege nach der Gildengasse. Eine enge, dunkle Straße im Innersten der Stadt, gebildet aus alten, windschiefen Häusern! Überall niedrige Gänge, die unter einem Erdgeschloß der Boderhäuser nach den Hauseingängen führten. Herbert kannte dies Labyrinth von Gängen nur vom Hörensagen, er zweifelte aber nicht mehr daran, daß lichtscheue Elemente hier verhältnismäßig sicher geborgen seien.

Der junge Mann war, in Unkenntnis dieses Viertels, von der entgegengesetzten Seite gekommen, das wurde ihm klar, weil er nach der Straßenlaterne und dem Haus mit den steinernen Treppen suchen mußte. Nun hatte er es gefunden. Links vom Hauseingang befand sich ein Trödelladen; rasch trat der Suchende an das kleine Auslagenfenster und überslog die zur Schau hingestellten Gegenstände; der Pelz war natürlich nicht darunter. Nach kurzem Überlegen erstieg Herbert die steinernen Treppen, gleich darauf befand er sich in einem Laden, dessen Luft ihm anfangs den Atem benahm.

Ein kleiner, gebückter Mann im beginnenden Greisenalter, der sich mit einem Stapel getragener Kleidungsstücke zu schaffen machte, erhob bei dem Lärm der Türglocke den fahlen Kopf; ein durchdringender Blick traf den elegant gekleideten Besucher.

„Sie wünschen?“ Eine heisere, fast krächzende Stimme.

„Ich sah beim Vorbeigehen eine Taschenuhr in Ihrem Fenster liegen, gleich rechts; darf ich die mal sehen?“ „Wollen Sie sie kaufen?“

„Wenn sie mir gefällt — vielleicht.“

Der Händler holte zögernd die Uhr aus dem Fenster und legte sie auf den Tisch.

„Leute Ihres Standes kommen sonst nicht zu mir“, sagte er lauernd, während Herbert die einfache, abgetragene Uhr scheinbar aufmerksam prüfte. „Und Leute Ihres Standes kaufen auch keine alten Uhren, oder, wenn es schon sein muß, bei besseren Althändlern.“

„Sie haben recht“, erwiderte Herbert gleichmütig, „aber „bessere“ Althändler sind auch teurer mit ihrer Ware, und meine Kleidung, auf die Sie wohl anspielen, darf Sie nicht darüber täuschen, daß meine Mittel sehr beschränkt sind.“

„Das ändert die Sache.“

„Nicht wahr? Und wenn ich noch hinzusehe, daß man mir meine Uhr gestohlen hat, ist es noch eher verständlich, daß ich für eine andere nicht viel anlegen kann.“ Er bereute seine Bemerkung, denn der Gesichtsausdruck des Händlers veränderte sich blitzauf. Was aber Herbert weit mehr erregte, war ein weibliches Gesicht, das zwischen den Falten der Portiere im Hintergrunde des Ladens sichtbar wurde. Die Tischnachbarin von vorgestern abend! In den Augen spielte ein heißes Flehen, dann war der Kopf wieder verschwunden.

„Wann hat man Ihnen die Uhr gestohlen?“ fragte der Händler.

„O, das ist schon lange her.“

„Hoffentlich haben Sie Anzeige bei der Polizei gemacht.“

Hier stutzte Herbert. „Anzeige? Ja. Aber es wird nichts dabei herauskommen. Ich habe mich mit dem Verlust auch schon abgefunden, wie meine Absicht, eine andere Uhr zu kaufen, beweist. — Was soll diese denn kosten?“

„Zwölf Mark.“

„Hm . . . Geht es nicht für zehn; ich muß rechnen.“

„Elf.“

„Elf, na ja. Leisten Sie irgend welche Garantie?“

Der Alte lachte auf seine Art. „Vielleicht auf fünf Jahre?“ höhnte er. „Bester Herr, die Leute, die mir ihre Sachen bringen, leisten mir auch keine Garantie.“

Herbert zog seine Brieftasche und legte einen Fünfzigmarkschein auf den Tisch.

„Na, so knapp bei Kasse scheinen Sie gerade nicht zu sein“, bemerkte der Händler, den Schein prüfend gegen das elektrische Licht haltend. Dann gab er neununddreißig Mark heraus.

„Der Rest meines Weihnachtsgeschenks“, seufzte Herbert.

Beim Hinausgehen warf er noch einen Blick auf die Portiere, und es trog ihn nicht: aus einem schmalen Spalt strahlten ihm zwei Augen dankbar an.

Er ging langsam die Gildengasse hinunter. Trotz der Kälte spielten unzählige Kinder aller Jahrgänge auf der Straße. Hier und da huschte eine Gestalt durch einen der Gänge und verlor sich hinten auf dem Hofe, aus einer Kellerneipe drang der Lärm eines Orchestriens. „Martha, Martha, du entchwandest . . .“ Einem sonderbaren Empfinden nachgebend, stieg Herbert die steilen Stufen hinab.

Bei seinem Eintreten richteten sich unzählige Blicke auf ihn. Ohne Notiz davon zu nehmen, sah er sich etwas abseits und bestellte sich ein Glas Bier, darauf ließ er seine Blicke durch das von Rauchschwaden halbdunkle Lokal schweifen, ruhig, nur ein wenig neugierig. Und er lächelte wider Willen, wenn auch nicht ohne ein leises Schmerzgefühl, als das Musikinstrument schmlegend bat: „Gib mir wieder, was du fandest . . .“

An seinem Nebentisch sah ein Mann in mittleren Jahren und von vertrauenerweckendem Auftreten. Er führte sein leeres Grogglas an den Mund, als wolle er noch einen letzten Tropfen herauspressen, dann stellte er es mit einem leisen Seufzer wieder hin.

„Sie möchten wohl noch einen Grog trinken“, lächelte der junge Mann.

„O, ich möchte schon; aber . . .“

„Bestellen Sie sich nur einen, ich bezahle ihn.“

Das ließ der Fremde sich nicht zweimal sagen. Er rückte an Herberts Tisch und kam bald mit ihm in ein Gespräch.

„Man hält Sie für einen Kriminal oder einen Privatdetektiv“, raunte er Herbert zu.

„Aber dies sieht doch nicht nach einem Verbrecherfeller aus.“

„Da haben Sie recht. Das heißt“, fügte der Fremde vertraulich hinzu, „hier kommt mancher her, für den sich die Polizei sehr interessiert, aber das geht uns nichts an, was?“

„Durchaus nicht.“ Herbert zog die neu erworbene Taschenuhr und legte das Werk frei. „Ich glaube, daß mit mir ich reingefallen“, sagte er.

„Haben Sie die für alt gekauft?“

„Ja. Eben erst. Hier nebenan.“ „Ah, bei dem alten Roberts? . . . Was haben Sie dafür bezahlt?“ „Elf Mark.“

Der Fremde brach in ein Lachen aus. „Sie ist keines drei wert, das seh ich mit einem Blick. Ich habe nämlich auch mal mit Uhren gehandelt, vor vielen Jahren. Lassen Sie mal sehen.“ Er prüfte die Uhr. „Schund“, stellte er endlich fest. „Wenn Ihnen daran liegt, verhelfe ich Ihnen zu einer Uhr, die vielleicht fünf Mark kostet und unter Garantie wenigstens ein Jahr geht.“

„Das wären Summa Summarum sechzehn für zwei gebrauchte. Aber ich nehme Ihr Anerbieten gern an. Wir könnten das gleich erledigen, wenn es Ihnen recht ist.“

Der Fremde bekam noch einen Grog, beide verliehen dann die Kellerwirtschaft und gingen die Gildengasse zurück, an dem Hause mit den Steintreppen vorbei; Herbert hatte den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und den Hut tief in die Stirn geschoben; in diesem Augenblick hätte er dem Pelzdieb von gestern abend aus ganz bestimmten Gründen nicht begegnen mögen.

Einige Straßen weiter sagte er zu dem Fremden: „Mit dem Uhrenkauf wird es hente wohl nichts mehr, ich schlage vor, daß wir hier einkehren.“

„Ich habe kein Geld.“

„Kommen Sie nur.“ Bald sahen sie in einer Wirtschaft, in der sie nicht auffielen. „Wenn Sie etwas essen wollen, so sagen Sie es.“

Ein erstaunter Blick traf ihn. „Sie sind ja ein freigebiger Herr.“

Als er ein Beefsteak mit Bratkartoffeln verzehrt hatte und sich behaglich zurücklehnte, sagte er nach kurzem Schweigen: „Sie sind doch von der Polizei.“

„Und ich wiederhole Ihnen: nein.“

„Was wollten Sie denn in der Gildengasse? Sie können mir doch nicht einreden, daß Sie zum Spaß eine alte Taschenuhr kaufen. Sie haben gewiß eine goldene.“

(Forti. folgt.)

## Der grosse Augenblick im Leben eines Mannes.

In nächster Woche kommt der Augenblick!  
Die grosse Tat im Leben eines Mannes!  
Er geht auf keinen Fall dann mehr zurück, —  
Es steht jetzt fest: Er will es und er kann es.

In nächster Woche wird er „etwas“ tun,  
Vielleicht auch „irgend etwas“ unterlassen.  
Er wird es tun und sicherlich „nicht ruhn“.  
Man kann sich felsenfest darauf verlassen.

Er läßt vor allem mal das Rauchen sein,  
Und außerdem wird er zu Hause bleiben.  
Er stellt das teure Autofahren ein,  
Und wird gewiß auch an die Mutter schreiben.

Von nächster Woche ab wird auch gespart,  
Und wöchentlich ein gutes Buch gelesen . . .  
Nein, nein, das ist hier keine Redensart . . .  
Und im Geschäft verrechnet er die Siefen.

Er wird energisch auch zum Chef dann gehn,  
Er will doch nicht als altes Blech verrostet,  
Und wenn sie das Gehalt ihm nicht erhöhn,  
Verläßt er auf der Stelle seinen Posten.

Man hat genug verbummelt und versäumt . . .  
In nächster Woche wird neu angefangen,  
Und ferner wird der Schreibstisch aufgeräumt,  
Und außerdem zum Zahnarzt noch gegangen.

O, wundervoller, großer Augenblick!  
Des männlich-starken, tatenfrischen Lebens! —  
Doch nächste Woche wartet auf dies Glück  
Die teure Gattin wiederum vergebens.

Paul.

## Spiel mit Tieren.

Von Hans Benz.

Im letzten Nachwehen des Siroko donnert die Brandung an die Felsen von Ragusa. Mit ausgebreiteten Armen, bewegungslos, ruhe ich im seligen Gewoge, die Augen geschlossen, blendende Sonnenfülle auf den Lidern. Blaukristallene Gewalt der Welle reicht den leichten, braunen Menschenkörper hoch hinaus gegen die Felsen, als wolle sie ihn zerschmettern. Aber ich weiß: ungeschärlich ist das Spiel, denn im letzten Augenblick trifft mich der Rückstoß der Vorwelle und meiterief wird man niedergesenkt, während der Glanz des zerhellenden Wasserberges in herbem, salzigem Silbergus auf das Gesicht prasselt.

Sintend, siegend, schwedend verdämmert grenzenlose Zeit. Das Leben entflieht dem Gitterwerk der Minuten, das Ich verliert sich, löst sich auf, Stein ist man nur noch, triefender, geschlagener Felsen, moussierende Welle und Licht, das alles Wasser bis zum Grunde erfüllt.

Endlich, des Spiels müde, mache ich mit der Bewegung der Welle einen Schwimmstoß, pale porösen, scharzäugigen Felsen, ziehe mich daran hoch. Der Sog des abschließenden Wassers reicht mich halb wieder herunter, dann aber bin ich mit einem Klimmzug oben im Reich meiner Aquarien, und die nächste Welle, gierig nachschnappend, kann nur noch grosslend ihren Schaum über mich schütten.

Jahrzehntauende hindurch haben die Wellen den glatten Stein geschlagen, zerragt, zerbrodelt. In einzelne Blöcke haben sie ihn zerprengt, haben, unterstützt durch Erdbeben, das Ufer in ein phantastisches Labyrinth mit Bogengängen, Nischen und unerwarteten Buchten verwandelt. Das Sonderbare aber sind jene durch den niederbrechenden Schwall gehöhlten Mulden, die ich meine Aquarien nenne und die zu Hunderten und Tausenden die ganze Küste entlang stockwerkweise übereinander liegen. Manche sind so groß wie ein kleines Hallenbad, und man versinkt darin unvermutet bis zum Halse, verlost durch die Klarheit des Wassers, die das Bassin kaum handtief erscheinen lässt. Manche sind einen Schritt breit und haben die Form eines Trichters. Andere gleichen Badewannen, und andere wieder sind nur so groß wie eine Hand. Alle aber sind kleine Binnenseen, die nur an stürmischen Tagen von den Wellenschlägen getroffen werden. Bei ruhiger Flut liegen sie hoch oben, von unbarmherziger Sonne durchglüht, die bald alles Leben in ihnen zu Tode locht.

Eines dieser Bassins war mir das liebste. Es lag gewissermaßen im ersten Stadtwerk und wurde auch bei mäßigem Wellengang von der Flut durchspült. Ein rundes, kleines Meer für sich war es, voller Schicksale, die umeinander, auseinander lauernd, deren Lebenslinien sich kreuzten und totbringend verschlangen.

Als ich es das erstmal sah, hielt ich es für ganz unbedeutend. Müsig darin herumplanschend, entdeckte ich schlieblich unter einem Stein eine wundervolle Wasserpflanze. Sie war wie eine Orchidee und griff mit weisen Armen um sich. Senkte man die Finger in die Blume, so schlossen sich mörderisch ihre Arme. Der geschärzte Blick entdeckte bald zwischen dem Tang, der in der Strömung wehte, etwas Blutrotes, eine Seeanemone, die sich an der glatten Wand festgesaugt. Und während ich noch verzaubert auf das glühende Rot der Anemone starre, merke ich ein sonderbares Kribbeln auf meinen Füßen. Ich blöde ins Wasser und sehe nichts. Ziehe den Fuß heraus, kratze mich, septe ihn wieder hinein. Nach wenigen Sekunden fängt das Kribbeln wieder an. Es tappt über meine Beine mit gespenstischen, unsichtbaren Fliegenbeinen, und, als ich jetzt genau hinblinke, so, dass mein Atem die Wasseroberfläche kräuselt, sehe ich eine Horde gläsern durchsichtiger Krabben, die sich auf meinen Füßen niedergelassen hat. Ein sonderbares Volk, diese Krabben! Von einer läppischen, fast hostierischen Neugier besessen. Hält man den Finger ins Wasser, so kann man sicher darauf rechnen, dass in der nächsten Minute ein Dutzend dieser Tiere aus den Tangwäldern schwiebt und sich mit den langen Fühlern an den Finger herantastet. Zieht man den Finger zurück, so folgen sie nach, hält man ihn still, so leben sie sich darauf und beginnen, während sie die hervorsteckenden schwarzen Augen nach allen Seiten drehen, in wahnfremdiger Hast mit den vielen Mundwerkzeugen zu schaben und zu krabben, zu graben und zu kämmen, als gelte es Gott weiß welche Schäke von diesem Stück menschlicher Haut zu bergen. Greift man nach ihnen, so sind sie mit einem Schlag ihrer fleissigen Schwanzmuskulatur weitab in Sicherheit.

Mein räuberischer Griff hat jedoch unerwartete Folgen, denn unter einem Stein hervor kriecht es seitwärts mit den unsympathischen Bewegungen einer Spinne und mit giftig schnappenden Scheren. Ein Taschenkrebs. Auch hier kommt

ich zu spät — er schlüpft in eine Felspalte. Ich lauere, dass er sich wieder hervorwagt, aber vergeblich. Dafür vollzieht sich am Eingang der kleinen Grotte ein anderes Wunder. Scheinbar aus dem Stein heraus entfaltet sich ein kleiner, blunter Fächer. Aus dem Fächer blüht ein zweiter Fächer, ein dritter, vierter und dieses ganze Gebilde sängt an, in der Strömung zu wedeln, anscheinend auf der Jagd nach winzigen Wassertierchen. Kommt man auch nur in die Nähe der zarten Spinnen, so schnellt die kleine Meduse mit einem Ruck in ihr Felsloch zurück.

Mit jeder Sekunde entdeckt das Auge jetzt neues Leben, Leben, das sich durch kunstvolle Anpassung fast unsichtbar macht. Eine Fliege, überwältigt und ermattet von lauter Sonne, fällt auf das Wasser, kommt dort zur Besinnung und faust nun mit strampelnden Beinen, wie ein Motorboot, dem Uferrand zu. Dort, zwischen leeren Schneckenhäusen hervor, schnellt aber plötzlich ein kleiner Fisch, sieht sich die Schiffbrüchige herunter. Ein sonderbarer Wurm, dieser Fisch. Hellgrau mit kleinen, schwarzen Strichen und zwei mächtigen, seitwärts abstehenden Flossen hinter dem Kopf, mit denen er wie eine Eidechse blitzschnell über den Boden läuft. Wenn man ihn nicht gerade in der Bewegung sieht, ihn einen Moment aus dem Auge verliert, ist er selbst in dem klaren Wasser von den Steinen nicht mehr zu unterscheiden.

Sein Rückstoß aber hat Leben in die Bude gebracht. Ein Dutzend der anscheinend leeren Schneckenhäuser beginnt sich plötzlich in Trab zu setzen und voller Aufregung von den Felsterrassen in die Tiefe zu stürzen. Manche machen dabei eine Fehllandung, bleiben verkehrt liegen und dann kann man einen knallroten Einsiedlerkrebs beobachten, der durch framphafte Gymnastik den Versuch macht, seine Villa wieder auf die Beine zu stellen.

Auf dem Boden sitzt ein Gebilde von der Größe einer Daumenkuppe und dem Aussehen einer Aassel. Unter meinem Fingerdruck löst es den Saugfuß, mit dem es sich an den Felsen gesogen, knickt um und zeigt zwischen den Rändern des harten grünen Rückpanzers eine orangefarbene Füllung. Ich lasse das sonderbare Wesen wieder ins Wasser fallen, da turnt hinter einem Stein hervor ein riesenhafter Taschenkrebs von der Größe einer Männerhand. Prachtvoll schimmern seine Scheren auf der Unterseite in Azurblau und Bordeauxrot. Mit einem Ruck hat er die Seeaassel in der Schere. Mit aller Kraft krümmt sich das arme Wesen zusammen, aber der Krebs holt auch die zweite Schere zu Hilfe, und nach einem selundenlangen Gegeneinander der beiderseitigen Muskulaturen biegt er die zusammengekrumpte Aassel auf, fährt ihr erbarmungslos in die orangenen Einneweide und beginnt die Beute bei lebendigem Leibe zu frässtücken. Als ich dieser Grausamkeit ein Ende machen will, schlüpft der Krebs, die Aassel in der Zange, in eine Felspalte und klemmt sich so wütend darin fest, dass ich ihn nur mit einem Stöck heraushebeln kann. Als ich ihn habe, zeigt er an der Unterseite des umgeschlagenen Schwanzes einen mächtigen Haufen weinroten Rogens. Schweigend sehe ich das Muttertier wieder ins Wasser und sehe mich — auf etwas, was entschieden piest. Es sieht aus wie eine riesige schwarze Ditsel, ist aber einer der zahlreichen See-Ditsel, die zu Hunderten in den flachen Bassins leben, nervös mit den Stacheln zuckend und sich durch drehende Bewegung vorwärts treiben. Auch sie saugen sich fest an, und wenn man sie ablöst, sieht man auf der Unterseite als Zentrum des schwarzen Stachelkranges eine Öffnung, die fünf kleine, weiße Zähnchen zu enthalten scheint.

Und eines Tages kam das Wunder zu mir. Ich brauchte es nicht zu erjagen, brauchte nicht zu tauchen und mir den Kopf an unterseeischen Felsen zu stoßen, es kam ganz von selbst in mein Bassin getrocknet, war so lang wie eine Hand, ebenso breit, eine braune, runde, warzenbedeckte Wurst. Eine Weile beäugten wir uns gegenseitig, der Zweibeiner und die Wurst (sofern sie überhaupt Augen hatte). Jedenfalls schien ich ihr sympathisch, denn sie schickte sich an, in mein Aquarium zu kriechen. Dies tat sie, indem sie sich zunächst einmal lang wie einen halben Männerarm und dünn wie zwei Finger mache. Das Hinterteil sah noch ruhig am Rand des Bassins, während sie mit dem Kopf schon längst angekommen war. Dann geruhte sie auch das Hinterteil nachzuschieben und wurde nun wieder die dicke Wurst, als die sie mir anfangs begegnet. Drei Tage lang war das Tier, eine Seegurke, mein Gast. Dann war sie eine Woche lang verschwunden und dann war sie einen Tag über wieder da, wobei sie nonchalant eine Acht aus ihrem Körper mache. Von da an blieb sie verschollen, und ich musste auch bald von meinen Tieren, dem Mutterkrebs, der Meduse, den Krabben und den Einsiedlern, den Seesternen und Anemonen, scheiden, die keine Ahnung davon hatten, dass ein zweibeiniges Landtier einen Teil seines Herzens an sie gehängt.

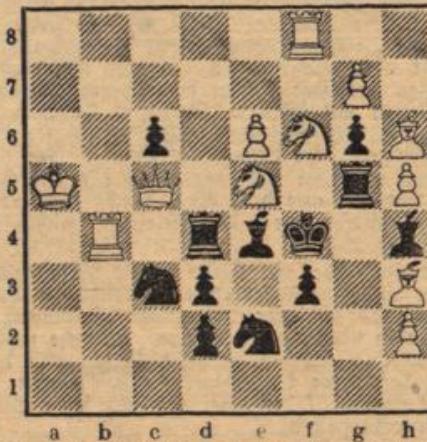
# Spiele und Rätsel

## Schach

Bearbeiter von Gustav Mohr.

Nr. 101. L. A. Issaeff.

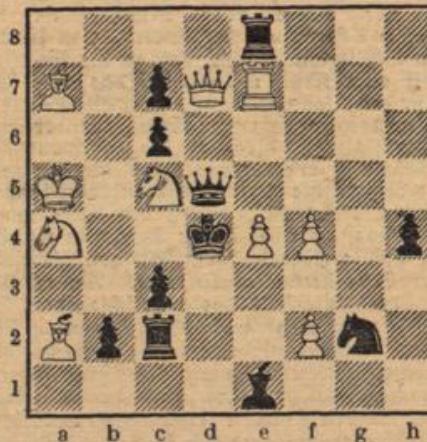
1. Preis der Zeitschrift des Niederl. Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dc5, Tb4, f8, Lh3, h6, Se5, f6, Be6, g7, h2, h5.  
Schwarz: Kf4, Td4, g5, Sc3, e2, Le4, h4, Bc6, d2, d3, f3, g6  
Matt in 2 Zügen.

Nr. 102. S. P. Krjutschkoff.

2. Preis der Zeitschrift des Niederl. Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dd7, Te7, La2, a7, Sa4, c5, Be4, f2, f4.  
Schwarz: Kd4, Dd5, Tc2, e8, Le1, Sg2, Bb2, c3, c6, c7, h4.  
Matt in 2 Zügen.

**Der Remistod.** Nach Ansicht der Großmeister hat das Schachspiel sich in seinen heutigen Formen überlebt. Mag es auch dem Durchschnittspieler genügen, für die Meister erscheinen neue Regeln angebracht, soll das Schachspiel der Gefahr des Remistodes entgehen. Nach Großmeister Réti besteht der Remistod darin, daß jede Partie unter erstrangigen Meistern unter der heutigen vollkommen ausgebildeten Theorie und Technik normalerweise unentschieden enden muß. In der Tat ist es schon so weit gekommen, daß die meisten Meisterpartien mit Remis abschließen; hinzukommt, daß die entschiedenen Partien vielleicht die Schachgemeinde, aber nur selten die Spieler befriedigen, weil ihre Entscheidung meist auf ein Versagen des Gegners zurückzuführen ist. Manche Schachspieler werden in solchen Partien sogenannte schöne Kombinationen bewundern, während diese Kombinationen doch nur durch Fehler ermöglicht wurden, die mit der Idee der Partie, mit ihrer Anlage und Strategie nichts zu tun haben. Ein zweites Mittel den Feind zu schlagen, bietet die Ausnutzung seiner psychologischen Schwächen, ein System von Dr. Lasker vielfach angewandt. Daraus entsteht ein Nervenkampf,

der sportlich vielleicht sehr interessant sein mag, der ursprünglichen Idee des Schachspiels aber nicht entspricht. Zur Abhülfe dieser Mißstände schlägt Dr. Lasker vor zu dem Patt und Beraubungssieg zurückzukehren. Capablanca wünscht die Einführung eines hundertfeldrigen Brettes nebst zweier neuen Figuren, wovon die eine Figur die Gangart des Läufers und Springers, die andere die Gangart des Turmes und Springers in sich vereinigt. Uebrigens ist Capablanca der erste, der den Weg vom alten Kampfschach zu der modernen Schachtechnik zurückgelegt hat; sein Ziel geht dahin keine Partien zu verlieren, da er mit remis zufrieden, forciert er keinen Gewinn. So hat er in den letzten Großturnieren seine meisten Partien unentschieden beendet; dabei hat sich ergeben, daß es verhältnismäßig leicht ist eine unentschiedene Partie mit ihm zu erreichen. Aus eigener Initiative hat der Kubaner in diesen Wettkämpfen keine Partie gewonnen, dagegen hat er den kleinsten Fehler seines Gegners zum Sieg ausgenutzt. Auch dann gewann er, wenn seine Partner auf Sieg spielten und ihr Spiel nicht von Anfang an auf Remis eingestellt hatten. Diesem langsam aber sicheren Vorwärtsdrängen Capablancas konnten seine Rivalen keinen Widerstand entgegensetzen, da ihnen das Verständnis für die moderne Technik fehlt. Daher sind sie alle dem Altmeister in einem Turnier heute nicht gewachsen; ob aber dies auch der Fall ist in einem Wettkampf, in dem die Remisen nicht zählen und sich der Sieg nicht durch halbe Punkte erringen läßt, ist eine offene Frage. Dann wird Capablanca ebenfalls versuchen müssen zu kombinieren. will er dem Remistode entgehen.

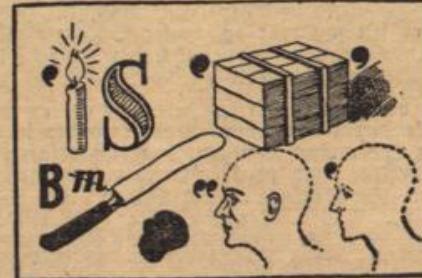
**Partie Nr. 36.** Gespielt im Oktober 1926 in Buenos-Ayres.

Königsindisch. — Weiß: Dr. Aljechin, Schwarz: Ibanez.

1. d4—Sf6, 2. Sf3—g6, 3. c4—Lg7, 4. g3—b6, 5. Lg2—Lb7, 6. 0—0—0—0, 7. Dc2—d6, 8. Sc3—Sd7, 9. Lf4—Sh5, 10. Lg5!—h6?, 11. Le3—e6, 12. Dd2—g5, 13. h4!—g×h4, 14. S×h4—L×g2, 15. K×g2—Kh7, 16. Th1—Te8, 17. Sf3—Sf6, 18. L×h6, aufgegeben.

## Rätsel

### Bilderrätsel.



### Ergänzungsrätsel.

Ein Zitat aus Goethes Werken.

...ls. d. e. a. f. n. s. i.  
...em., o. r. a. r. e. le. ra. a.

### Versrätsel.

Er kam mir entgegen mit Weinen  
Und war doch ganz wohlgemut.  
Er wollte mir gern etwas schenken;  
Doch sollt' ich's bezahlen gut.  
Nun sage mir an:  
Wer ist der Mann?  
Wie ist's mit dem Schenken  
Und Weinen getan?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösung der Rätsel in Nr. 282.

Üble Angewohnheit: Eigen, Lob; Eigenlob. — Besuchskartenrätsel: Schwiegersohn — Scherzrätsel: Beiden ist das Pfeifen etwas Unerträgliches